

Einleitung

Der vorliegende Band dokumentiert die Ergebnisse eines interdisziplinären, bilateralen Forschungsprojekts unter der Leitung von Wolfgang Müller-Funk und Marijan Bobinac, dessen Rahmen eine zweijährige Kooperation der Abteilung für Germanistik an der Universität Zagreb mit dem Institut für Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft (in Zusammenarbeit mit dem Institut für Germanistik) an der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien bildete.¹ An diesem Projekt haben darüber hinaus auch Forscherinnen und Forscher aus anderen Kontexten teilgenommen: aus Ungarn, der Schweiz, Deutschland und Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien (Slowenien, Serbien, Bosnien-Herzegowina).

Im Anschluss an die vorhergegangene Kooperation, in deren Zentrum die Frage nach Berührungspunkten zwischen dem kulturellen Gedächtnis und den Konstruktionsprinzipien gemeinsamer kultureller Strukturen in der ehemaligen Habsburger Monarchie stand,² geht es in dem vorliegenden Sammelband um die Diskussion imperialer, post-imperialer sowie postkolonialer Ansätze, die zur Analyse der komplexen Wechselbeziehungen in diesem zentral- und südosteuropäischen Raum herangezogen werden. Dabei können die imperial und postimperial fokussierten Perspektiven sowohl die realen gesellschaftlichen Machtverhältnisse als auch die durch sie bedingte Praxis der symbolischen und narrativen Identitätskonstruktionen in der „Habsburgischen Kultur“ beleuchten. Die in dieser Kultur vorhandene Asymmetrie in der kulturellen wie auch gesellschaftlichen Entwicklung impliziert das Vorhandensein von potenziell imperialistischen Herrschaftsformen,³ weshalb die Frage-

¹ Das im Rahmen einer wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit durchgeführte Projekt („Narrative im postimperialen Kontext. Nationsbildung im zentraleuropäischen Raum“, HR 11/2012) konnte 2012/2013 durch Förderungen des OeAD realisiert werden, für die wir uns an dieser Stelle bedanken möchten.

² Vgl. dazu den folgenden Sammelband: Bobinac Marijan / Müller-Funk, Wolfgang (Hg.): *Gedächtnis – Identität – Differenz. Zur kulturellen Konstruktion des südosteuropäischen Raumes und ihrem deutschsprachigen Kontext*. Tübingen: Francke 2008.

³ Vgl. beispielsweise Magris, Claudio: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg–Wien: Otto Müller 1966; Münkler, Herfried: *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – Vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*. Berlin: Rowohlt 2005; Barth, Boris / Osterhammel, Jürgen (Hg.): *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*. Konstanz: UVK 2005 sowie Osterhammel, Jürgen: *Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: Beck

stellungen in diesem Band historisch übergreifend angelegt sind. Ihre Aktualität erwächst dabei zum einen aus der spezifischen analytischen Konstellation, die es gleichermaßen erlaubt, kulturelle Hintergründe heutiger Konfliktzonen zu erforschen. Zum anderen sollen die ehemaligen transnationalen Gedächtnisräume den gegenwärtig national ausgerichteten Grenzziehungen entgegengesetzt werden, um diese zu relativieren und damit eine Konzeptualisierung eines sich vereinigenden transnationalen Europas zu ermöglichen.

Der Imperiums-begriff beschreibt ein vorrangig geopolitisches Konzept, das aus der Historiographie entlehnt wird, um das übernationale Staatsgebilde der Doppelmonarchie und dessen transnational angelegte Gedächtnispotenziale neu zu beleuchten. Das „Imperium“ wird dabei als ein Narrativ verstanden, das unterschiedliche Unternarrative anhand der gemeinsamen Erfahrungen im kollektiven Gedächtnis akkumuliert. Im Zentrum unserer gemeinsamen Forschungen stehen Analysen, die sich an (imaginären) Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen, der Konstruktion, Transformation und Überschneidung von kulturell produzierten Räumen, der konstruierenden Opposition von Zentrum und Peripherie, sowie an imagologischen, an den Prozess des *nation building* angelehnten Fragen abarbeiten. Ein zentrales Erkenntnisinteresse des Projekts lässt sich dahingehend formulieren, solche wiederkehrende Muster nicht nur in den narrativen Strukturen, sondern auch im weiteren kulturellen Rahmen freizulegen, sodass sich ähnliche Motive und Strukturen wiedererkennen und kritisch aneinander konturieren lassen. Themen wie Reise, Migration, Diaspora und Exil, aber auch kulturelle Differenz und multiple Identitätsbildung stehen somit im Zentrum der Analyse. Dabei dient die Literatur mit dem von ihr beschriebenen „symbolischen Feld“ (Bourdieu) als Ausgangspunkt, da sie über die besondere Fähigkeit verfügt, die Bestände des kulturellen Gedächtnisses und damit auch die Prozesse der Identitätsbildung in ihrer oftmals ambivalenten und vielschichtigen Komplexität darzustellen und zu verhandeln.

Methodologisch geht das Projekt somit von einem dezidiert narratologischen Ansatz aus,⁴ der mit avancierten theoretischen und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen verbunden ist. Einerseits wird an die von Edward Said angeregte Orientalismus-Debatte angeknüpft, die ihre Fortführung in der von Maria Todorova initiierten Auseinandersetzung mit „Balkanismen“ fand, andererseits sollen solche Zugänge durch weitere theoretische, aber auch historische und kontextorientierte Untersuchungen ergänzt werden.

Die kohärente Vielfältigkeit des Bandes verdankt sich nicht nur einer jahrelangen intensiven Zusammenarbeit vieler Kolleginnen und Kollegen, sondern ist auch das Ergebnis gemeinsamen theoretischen Arbeitens im Bereich

2009.

⁴ Vgl. Bal, Mieke: *Kulturanalyse*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2000; sowie Müller-Funk, Wolfgang: *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einleitung*. Zweite erweiterte und korrigierte Auflage, Wien–New York: Springer 2008.

von Kulturanalyse, Theorien des Narrativen, Imagologie und poststrukturalistisch informierten Fragestellungen. Die Trägerinnen und Träger bauen auf der historischen Erforschung der Geschichte dieses Raumes im 19. und 20. Jahrhunderts auf und konzentrieren sich darüber hinaus auf die symbolischen Formen jener Konstruktionen, die mit dem Quasi-Kolonialismus und diversen imperialen Zugriffen Hand in Hand gehen, diese auf je eigene Weise legitimieren, verklären, kritisieren, verändern und revidieren.

Schließlich hat die „reale“ Geschichte von Imperialismus, Kolonialismus und Nationalismus in diesem Raum nicht nur symbolische Formate, Strategien der Rechtfertigung und der Subversion evoziert; vielmehr sind diese Diskurse, Erzählungen, Stereotypen und „Bilder“ – das, was Homi K. Bhabha „Systeme der Sichtbarkeit und Diskursivität“ genannt hat⁵ – zugleich integraler Bestandteil der „realen“ Ereignisgeschichte. Alle Akteurinnen und Akteure agieren vor einem unhintergehbaren „materiellen“ Hintergrund, der, ebenso wie der ökonomische, eine Realität *sui generis*, nämlich den historischen Symbolismus des jeweiligen kulturellen Kontextes, darstellt. In diesem Sinne sind etwa literarische Texte darauf hin zu lesen, wie kulturelle „Normalität“ konstruiert, bestätigt oder auch verschoben wird.

Um der somit umrissenen Komplexität der untersuchten narrativen Konstellationen annähernd gerecht werden zu können, wurden diese gemäß ihrer funktionalen Orientierung – wenn auch notwendigerweise grob – gegliedert. Den Anfang bilden dabei Analysen, die sich mit Narrativen befassen, die eine identitär wie imagologisch konsolidierende Ausrichtung aufweisen und so die Prinzipien und Möglichkeiten ihrer Konstruktion befragbar werden lassen (Seidler, Mančić, Previšić und Car). Eine zweite Hinsicht bilden narrativ inszenierte Prozesse der (imaginären) Verlagerung und Transition: anhand der Figur der Reise, der Rekonstruktion systematischer Spannungsverhältnisse oder semantisch-politischer Gefälle lassen sich imperiale Binnenrelationen kritisch nachzeichnen (Babka, Hodel, Müller-Funk und Magerski). Drittens werden Narrativierungen von Transformationsprozessen und Umbrüchen untersucht, die sich als Reflexionen eines sich selbst problematisch gewordenen, kippenden imperialen Selbstverständnisses nachvollziehen lassen. Als perspektivische Scheitelpunkte vermessen und bezeugen die untersuchten literarischen Quellen gleichermaßen die brüchig werdenden Programmatiken des Imperialen wie auch die dadurch ausgehöhlten Sinnstiftungsfiguren, die bereits auf postimperiale Verhältnisse vorausweisen (Kirschstein, Preljevic, Schmidt/Knoll sowie Dukić). Diese werden abschließend als postimperiale Retrospektiven zwischen re-nationalisierten und transnationalen Narrativen im Raum der ehemaligen Donaumonarchie anvisiert (Regner, Bobinac, Finzi und Spreicer).

Als ein Ergebnis des Forschungsprojekts und damit des vorliegenden

⁵ Bhabha, Homi K.: *Die Verortung der Kultur*. Deutsch von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl. Tübingen: Stauffenburg 2000, S. 117.

Bandes lässt sich an dieser Stelle vorwegnehmen, dass es zwischen postimperialen und postkolonialen Ansätzen ein unaufgelöstes Spannungsmoment gibt: und zwar nicht nur, weil Kolonialismus und Imperialismus historisch und strukturell verwandt, aber doch verschieden sind (nicht alle Imperien sind außereuropäisch-kolonial, nicht alle Kolonialmächte – man denke an Belgien oder Portugal – waren Imperien), sondern auch, weil beide Ansätze methodisch und politisch-intentional voneinander abweichen. Nahezu sämtliche Ansätze aus dem Bereich der postkolonialen Studien sind *a limine* und programmatisch kolonialismuskritisch, während die Darstellung und Analyse von imperialen Strukturen höchst ambivalent bleibt, vor allem im Hinblick auf den Gegensatz von Imperium und Nation. Während nämlich die im 19. Jahrhundert „erfundenen“ Nationen ohne das Phantasma von sprachlicher, kultureller und „rassischer“ Homogenität undenkbar sind, zeichnen sich historische Großreiche, moderne Imperien, aber auch koloniale Komplexe durch ein hohes Maß an Heterogenität und kultureller „Mischung“ aus. Dies scheint auch den kritischen Kern jenes häufig zitierten wie kritisierten Habsburgischen Mythos zu sein, der erst jüngst in Hannes Steins amüsantem Roman *Der Komet* (2013) eine durchaus ironische Fortführung gefunden hat: Die Geschichte des 20. Jahrhunderts wird dort kontrafaktisch und im Sinne des Fortbestehens der milden übernationalen zentraleuropäischen imperialen Monarchie erzählt.

Vor dem Hintergrund trans- und postnationaler Diskurse, Projekte und Programme versteht sich der vorliegende Band somit auch als ein Beitrag zum Großprojekt europäischer Integration, das gegenüber der traditionellen Alternative von Imperium vs. Nation nach wie vor ein „unmögliches“ Drittes darstellt. Nicht zuletzt deshalb ist der seltene Dialog zwischen (post)imperialen und postkolonialen Ansätzen im kontinentaleuropäischen Bereich so notwendig wie aufschlussreich, indem er Funktionsweisen, ambivalente Überlagerungen und Widersprüche gegenwärtiger kultureller Befindlichkeiten nachvollziehbar und kritisierbar werden lässt. Diese aktuellen Bezüge machen so vor allem eines deutlich: dass „weiche“ Wissenschaften für das Verständnis kultureller und politischer Verhältnisse wie Prozesse unverzichtbar bleiben.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber

Narrative der Konsolidierung

Wie aus Angst Interesse wird: das volatile Bild der Osmanen in der zentraleuropäischen und deutschen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts

Zur historischen Ausgangsposition

Die Osmanen hatten Südosteuropa seit dem Mittelalter in Panik und Schrecken versetzt – ihre gewaltige Machtzunahme, ihr Ziel, nach Europa vorzudringen, führte in der ungarischen Wahrnehmung, in ungarischen Chroniken, Predigten, vereinzelt in Flugschriften und Briefen schon ab dem 14. Jahrhundert zu ernsthaften Überlegungen darüber, wie ungewiss die Zukunft des Königreichs Ungarn wohl sein mag. Hatten die regierenden Hunyadis im Königreich Ungarn durch Diplomatie und Verhandlungsgeschick es noch geschafft, sich die Osmanen vom Leib zu halten, so standen ihre Nachfolger einem uneinigem Land gegenüber, das sich vor allem in Streitigkeiten über die nötige Loyalität fremden Königsgeschlechtern gegenüber erging.

Noch zu Zeiten König Mathias Corvins (1443-1490) schrieb der Chronist János (Johann) Thuróczi über Sultan Mohammed II. (1432-1481), den Eroberer von Konstantinopel in seiner die Geschichte und Gegenwart der Ungarn beschreibenden *Chronika Hungarorum*:

Anno domini [...] verweilte König Ladislaus in der Burg in Buda, als sich die Nachricht verbreitete, dass der Kaiser der Türken, Mohammed, im Begriff sei, Ungarn anzugreifen und die Festung Belgrad so bald wie möglich einzunehmen. Diese Nachricht bereitete nicht nur dem Volk von Ungarn, sondern all den benachbarten Gebieten, ja nahezu dem gesamten Christentum große Sorge und bewegte sie zu Überlegungen. Die wilde Eroberung der Stadt Konstantinopel schwebte dem gesamten Christentum unmittelbar vor Augen. Und dies erweckte in jedermann nicht wenig Furcht. Der Kaiser der Türken war nämlich nach dem Sieg über die Griechen zu einem anderen Menschen geworden, in seiner Machtgier und seinem noch größeren Hochmut meinte er, in seiner Person sei der ehemalige Makedonier Alexander der Große und dessen ruhmreiche Epoche zurückgekehrt.

Angeblich sagte er: Ein einziger Gott herrscht im Himmel, somit ist es nur würdig, dass auch auf Erden nur ein einziger Herrscher herrscht!¹

Der entfernte Angstgegner rückte physisch – mit legendärer militärischer Übermacht – immer näher. Innenpolitisch geschwächt, erlitt das Königreich Ungarn in der Schlacht bei Mohács am 29. August 1529 nicht nur eine Niederlage – 25.000 ungarische Soldaten standen 60.000 türkischen gegenüber –, es verlor zudem seinen König. Ludwig II. starb in der Schlacht, er ertrank in einem Fluss. Mit ihm fielen tausende Soldaten oder wurden vertrieben und verschleppt. Der Tod eines Königs, zumal wenn er im Kampf fällt, lähmt eine Gesellschaft und nimmt ihr zunächst das politische Selbstbewusstsein und die Kraft. So auch den Ungarn, deren militärische Reserven erschöpft waren und die, wie sie bald einsehen mussten, keine Hilfestellung vom Rest Europas erwarten konnten.

Die mehr als zwei Jahrhunderte andauernde türkische Besetzung des Königreichs Ungarn war von der politischen Dreiteilung des Landes geprägt. Die Türken selbst hatten einen Keil ins Land getrieben, der vom Süden her bis zur Hauptstadt Buda reichte, Siebenbürgen, ein Pufferstaat, der sich mit den benachbarten Machtblöcken geschickt arrangierte, wurde vom lokalen Großfürsten regiert, der westliche Teil von den Habsburgern, die durch den Tod des ungarischen Königs zunächst machtpolitisch profitierten.² Buda wurde 1541 zur Schaltstelle der Osmanen im Zentrum Europas, die ungarische Hauptstadt nach Pressburg verlegt – sie blieb bis 1784 dort.

Für die Osmanen selbst, die sich nicht aufhalten hatten lassen auf dem Weg nach Europa, war dies ein Goldenes Zeitalter. Untermauert wurde die den Siegeszug begleitende innen- und außenpolitische Ideologie und Propaganda durch gezielte Imagepflege nicht nur im eigenen Land.³ Ich möchte dabei auf die Forschungsarbeiten von Ágoston Gábor verweisen, der sich auch mit der türkischen Sicht des Vordringens der erfolgreichen Janitscharenheere nach Europa beschäftigte. Ab Mitte der 1550er-Jahre war Sultan Süleyman bestrebt, ein für die Zeitgenossen und die Nachwelt positives Herrscherbild aufzubauen:

¹ Digitale Version der Chronik des János Thuróczi online abrufbar unter: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg156> (28.4.2014)

² Durch den Tod des ungarischen Königs Ludwig II. fielen Böhmen und Ungarn an den späteren Kaiser Ferdinand I.

³ Siehe dazu: Ágoston, Gábor: „Ideologie, Propaganda und politischer Pragmatismus. Die Auseinandersetzung der osmanischen und habsburgischen Großmächte und die mitteleuropäische Konfrontation“, in: Fuchs, Martina/Oborni, Teréz/Újváry, Gábor (Hg.): *Kaiser Ferdinand I. - Ein mitteleuropäischer Herrscher*. Münster: Aschendorff Verlag 2005, S. 212. Online abrufbar unter: http://www.academia.edu/220367/Ideologie_Propaganda_und_politischer_Pragmatismus_Die_Auseinandersetzung_der_osmanischen_und_habsburgischen_Grossmächte_und_die_mitteleuropäische_Konfrontation (28.4.2014)

Europa wurde das Bild eines großen, prächtigen [...] Herrschers präsentiert, dem Osmanischen Reich mehr als jenes eines „Gesetzgebers“ [kanuni]. [...] Der Sultan und seine Berater [...] hatten bereits im Laufe der 1520er-Jahre eine klare Machtideologie, -symbolik und -propaganda ausgearbeitet und aufgebaut. Wesentliches Erkennungszeichen dieser Politik war es, das Streben des osmanischen Herrschers nach universaler Macht auszuformulieren, diesen Anspruch auch klar und deutlich zu machen, und damit letztlich die gewaltige Kraft des Osmanischen Reiches, das nach den Eroberungen Sultan Selims I. zur islamischen Großmacht geworden war, zu untermauern.⁴

Es galt im Osmanischen Reich sowohl die Dynastieansprüche des Sultans als auch die Legitimierung der Kriegszüge durch die Religion hervorzuheben. Auch die Habsburger taten das Ihrige, um ihren Macht- und Legitimitätsanspruch zu untermauern:

Auf der anderen Seite engagierten die Imageproduzenten der Habsburger ganze Heerscharen an Architekten, Porträtisten, Miniaturmalern, Bildhauern, Gold- und Silberschmiedern, Münzprägern, Dichtern, Chronisten, offiziellen Hofhistorikern, Kriegsberichterstatern und Musikern, die in ihren Arbeiten mit dem Repertoire der zeitgenössischen Repräsentation und Propaganda [...] aufwarteten. Zur Verbreitung ihrer Botschaften benutzten sie alle nur erdenklichen Propagandaforen: Kaiserkrönungen, Feldzüge, militärische Triumphzüge und Paraden, Herrscherreisen, dynastische Eheschließungen, kirchliche Feste, Botschafterempfang und Messen.⁵

Die Topoi der Niederlage

Die euphorische Propaganda, das Hochgefühl auf osmanischer Seite ist nachvollziehbar. Doch wie sah es bei den Überrollten aus? Was hatten – um zu unserem Forschungsbereich überzuleiten – nun die Akteure des Literaturbetriebes im Königreich Ungarn, ja im gesamten Westen Europas, allem voran Schreiber, Prediger, Poeten zu dem Thema zu sagen? Erwartungsgemäß nichts Positives. Überliefert wurden uns Texte, die sich mit dem politischen Phänomen und der Gewalt, die von den Türken ausgeht, beschäftigen, Texte, die auf die Religion der Gegner, den Islam, kritisch bis vernichtend eingehen und vor allem Texte, die die Angst der Bevölkerung des Königreichs vor dem Feind schürten, die Angst um das leibliche Leben, aber auch die Angst um den Verlust der Identität der Ungarn, ihrer Sprache, ihrer christlichen Religion.

Verschiedene literarische Topoi prägten die Darstellung der türkischen Invasion und der ungarischen beziehungsweise gesamteuropäischen Niederlage. Zu diesem Thema gibt es eine repräsentative Fachliteratur in Ungarn. Ich

⁴ Ágoston: „Ideologie“, S. 209.

⁵ Ebd., S. 211.